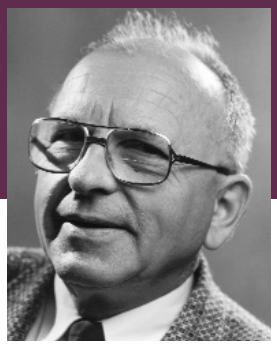
uni-live-gespräche
im wintersemester 2010/11



»Blick zurück nach 1972«

Prof. Dr. Hans Hattenhauer,
ehemaliger Professor für Deutsche (und Europäische) Rechtsgeschichte,
Bürgerliches Recht und Handelsrecht
Rektor der CAU von 1973 – 1974

Als ich 1965 nach Kiel kam, herrschte dort noch das friedliche und fleißige Klima einer soliden Landesuniversität. Ich hatte mir fest versprochen, zu gegebener Zeit zwar das unvermeidliche einjährige Dekanat abzudienen, wenn ich an der Reihe sei, allen anderen Ämtern, vor allem dem des Rektors, aber strikt aus dem Wege zu gehen, zumal es dafür immer genügend Kandidaten gab.
Fünf Jahre später hatte sich die Zeit grundlegend gewandelt. Die Kulturrevolution von 1968 hatte die Ordinarienuniversität in ihren Fundamenten erschüttert und war dabei, ihre erste Phase politisch-empörter Begeisterung abzuschließen. Zwar blühte bei den Jüngern der neomarxistischen Erweckungsbewegung noch immer die Hoffnung auf das alsbaldige Hereinbrechen der Revolution, doch war bei der Mehrzahl der Studierenden an der Christian-Albrechts-Universität bereits ein Abnehmen der Unruhe und das Hinüberwechseln in die Rolle interessierter Zuschauer zu beobachten; einige von ihnen sollten sich bald sogar bereits zu einem öffentlichen Eintreten für das Grundgesetz gewinnen lassen.
Die Spontaneität des Aufbruchs von 1967/68 hatte bei den das Bild noch lange bestimmenden Neo-Marxisten zur Gründung politischer Studentengruppen geführt. Unter ihnen beherrschte in Kiel der hocheffiziente und ebenso gefährlich-revolutionslüsterne Kommunistische Bund Westdeutschland (KBW) den AStA. Den revolutionären Zielen der linken Bewegung neigten aus standespolitischem Interesse auch die Mehrzahl der Assistenten, des so genannten Mittelbaus, zu und, ebenfalls aus standespolitischem Grunde, eine zwar lautstarke, aber überschaubare Minderheit von Professoren.
Die Rektoren wurden nun nicht mehr wie bis vor kurzem entsprechend dem Votum der jeweils vorschlagsberechtigten Fakultät gewählt, sondern mussten in Kampfabstimmungen ermittelt werden. Die Kandidaten der einander befehdenden Lager mussten sich im Konsistorium einer harten Probe der Linken stellen. Entsprechend schwer fiel es den Gegnern der Revolution, Kollegen für eine Kandidatur zu gewinnen. Die Anwerbung ihrer Kandidaten erfolgte hier noch immer in formlosen kollegialen Gesprächen, wobei eine private, aus allen Fakultäten kooptierte gelehrte Vereinigung eine maßgebende Rolle spielte. Ich entschloss mich endlich auf Bitten dieses Kollegenkreises zur Kandidatur, zumal ich als Mitglied des Senats die für die Universität bedrohlichen politischen Methoden der Revolutionäre kennen gelernt hatte. Auf Vorschlag des Anatomen Bargmann schlug mich daraufhin die Medizinische Fakultät als Kandidaten vor. Die Wahl des Rektors für das Amtsjahr 1973/74 erfolgte Ende des Wintersemesters 1972. Mit Beginn des Sommersemesters war ich mithin Rektor designatus, der im Vertretungsfall dem Rektor und dessen Amtsvorgänger, dem Prorektor, nachging. Ich konnte also die Erwartung hegen, noch – abgesehen von der Teilnahme an den Senatssitzungen – ein weitgehend unbeschwertes Jahr am Lehrstuhl verbringen zu können.
Unmittelbar nach dem Ende der Olympiade, im September 1972 musste ich dann aber den Rektor Buchloh mit Herzbeschwerden ins Städtische Krankenhaus begleiten und seine Vertretung übernehmen, weil man ihn dort gleich dabehalten hatte. Der eigentlich zur Vertretung berufene Prorektor war zu dieser Zeit nicht in Kiel und trat durch Erklärung vor dem Senat wenig später von seinem Amt zurück. So war nur ich als Vertreter übrig geblieben und musste, allein auf weiter Flur, ein halbes Jahr vor dem geplanten Zeitpunkt als amtierender Rektor einspringen.
Das eben anbrechende Semester wurde, auch und nicht zuletzt für meine Familie, ein Höllensemester, das schlimmste nicht nur meiner rund fünfjährigen Tätigkeit im Rektorat, Senat und Konsistorium, sondern aller meiner aktiven 40 Kieler Jahre überhaupt. Im Bewusstsein, dass ihm die Eroberung der »Massenbasis« in Universität und Stadt nicht gelungen war und gelingen werde, setzte der KBW im AStA erst recht auf Verwirklichung seiner Revolutionserwartung mittels der bereits eingefahrenen Instrumente von Sit-in, Streik, persönlicher Pression und Diffamierung usw. Ich hatte mit dem Innenminister Rudolf Titzck im privaten Gespräch das Ziel definiert, dass auf dem Campus auf keinen Fall Blut fließen dürfe. Jedenfalls sollte es nicht zu Gewaltausbrüchen kommen, soweit dies in unseren Kräften stand. Wir waren uns aber ebenso darin einig, dass nunmehr die Zeit gekommen sei, den Revolutionären Grenzen zu setzen und notfalls auch Polizei einzusetzen. Auf dieser Grundlage kam es zu einer vertrauens- und wirkungsvollen Zusammenarbeit mit der Landesregierung.
Hilfreich war es auch, dass der Erste Vorsitzende des AStA, ein Student meiner Fakultät, ein ehrlicher Mann und vorzüglicher Jurist, in kritischer Stunde zu einem Vieraugengespräch in der Lage war. Er wusste, dass ich ihn nicht belog, wie auch ich ihm in den Grenzen seiner politischen Einbindung und Belastbarkeit vertrauen konnte. Seine Genossen dagegen begingen eben in dieser Hinsicht ihren Kardinalfehler. Weil ihnen auch Unwahrheit und List als ein selbstverständliches Mittel des politischen Kampfes als legitim galten, erwarteten sie auch ihrerseits von mir ebenso selbstverständlich belogen zu werden und glaubten mir nicht, obwohl ich mir vorgenommen hatte, sie nie zu belügen und diesen Vorsatz auch habe einhalten können. Außerdem kam mir zur Hilfe, dass ich schon um 1970 immer das Gespräch mit meinen politischen Gegnern gesucht hatte. Zu diesem Zweck hatte ich 1970 einen führenden Vertreter der RotzJur, der Roten Zellen der Ju-

ristischen Fakultät, zu mir nach Hause zum Mittagessen eingeladen. Durch die so gemachte persönliche Bekanntschaft hatten wir gegenseitiges Vertrauen erworben, das dann im Rektorat Früchte trug. So sehr ich ihre Irrlehren hasste, so entschieden habe ich mich immer geweigert, meine Gegner zu hassen und musste sie unten in der Stadt oft gegen unberechtigte Vorwürfe in Schutz nehmen.

Im Wintersemester 1972/73 ächzte die Universität unter einer Wolke von Angst bei den Professoren, Unsicherheit und Verwirrung unter den Studenten und Hass der Revolutionäre. Die Angst zu überwinden und Eindeutigkeit seiner Haltung zu demonstrieren, war in dieser Lage die Hauptaufgabe des Rektors. Ich hatte das Glück, dass mir im Senat und in den Fakultäten die Mehrzahl der Hochschullehrer, wie auch viele Studierende und Assistenten zur Seite standen und nicht länger bereit waren, sich durch Massenveranstaltungen, AStA-Infos, persönliche Pressionen usw. einschüchtern zu lassen. Die Mitarbeiter im Rektorat leisteten unter Leitung von Kanzler Neumann Großartiges über ihre Pflicht hinaus. Um diese Haltung zu bekräftigen verbreiteten wir eine Reihe von Rektoratsreden, wobei mir der Kanzler und der unvergessene, leider zu früh verstorbene Pressesprecher Gerhard Bagahn unermüdlich zur Seite standen.

Universitätsunruhen gibt es seit den Anfängen der abendländischen Universität und wird es – bisweilen von linker, bisweilen von rechter Ideologie getragen, bisweilen von den Professoren, bisweilen von den Studierenden ausgehend – auch in Zukunft immer wieder geben. Ihre Gestalt aber ist jeweils neu. Im Rektorat zu Kiel ging es daher auch darum, die damalige Unruhe in ihrer Struktur, ihren Stärken und Schwächen besser zu verstehen, um angemessen auf die Herausforderung antworten zu können. Ich war, wie einige meiner Kollegen, bisher nie einem Gespräch mit Kollegstörern und politischen Gegnern ausgewichen, begriff aber erst im Rektorat, dass mehr von den Professoren gefordert war, als sich reflexartig auf jede Herausforderung einzulassen. Das Ergebnis meines Nachdenkens, angeregt durch einen von einem Biologen in kleinem Kreise gehaltenen Vortrag über »Aggressionen im Tierreich«, fasste ich in nach jenem Wintersemester und den darin gemachten Erfahrungen unter den Thema »Theorie der Hochschulunruhen« zusammen. An die nun definierten Grundsätze hielten wir uns in der Folgezeit.

»Wir«, das waren nun im Rektorat wieder eine Troika, da Wilhelm Kewenig das Duo Hattenhauer-Neumann als neuer Rektor designatus mit Beginn des Sommersemesters 1973 ergänzte und bereicherte. Endlich kam es wieder zu gründlichem kollegialem Gedankenaustausch und gemeinsamen Beschlüssen anstelle der ebenso kurzen wie anstrengenden bisherigen Einmannregierung des vergangenen Halbjahres. Die Amtsführung der Troika konnte nun endlich in geregelte Bahnen geleitet werden und sich den von Seiten der Hochschulpolitik auf die Universität zukommenden neuen Herausforderungen widmen: Es ging um die Stabilisierung der noch jungen Gruppenuniversität. Auch in ihr wehte noch für längere Zeit der Geist des Klassenkampfes und des Strebens nach Besitzstandseroberung. Die Klage »Unter den Talaren war wenigstens noch der Muff von tausend Jahren« hatte einige Berechtigung. Die Frage aber, ob und wie lange sich die Gruppenuniversität in der durch das Bundesverfassungsgericht definierten Gestalt werde halten und bewähren können, wurde noch nicht gestellt. Niemand sah voraus, dass es 30 Jahre später zu einem Teilwiderruf der Gruppenuniversität durch fundamentale Umstellung der Leitungsstruktur kommen werde, zumal die Erinnerung an die letzte, unselige Zentralisierung der universitären Hochschulmacht damals bei der älteren Generation noch nicht vergangen war. Heute weiß ich nach den Erfahrungen der letzten fünf Jahrzehnte von Hochschulreformen mit einiger Gelassenheit, dass es auch nach dieser gegenwärtigen immer neue Reformen geben wird.

Im Jahre 1967 hatten wir an der Christian-Albrechts-Universität das vorläufig letzte Mal erlebt, dass sich Studierende, Assistenten und Professoren gemeinsam in einem »Komitee zur Diskussion der Notstandsgesetzgebung« zu Worte gemeldet und Veranstaltungen und Diskussionen organisiert hatten. Es sollte runde 30 Jahre dauern, bis es zu einer neuen solchen Gemeinsamkeit kommen konnte und alle Universitätsangehörigen gemeinsam unter Trommelklang zum Landeshaus zogen, um gegen überzogene Sparpläne der Landesregierung zu protestieren. Der Zeit des Klassenkampfes und des Hasses weint heute kein Vernünftiger eine Träne nach. Es war keine heroische Zeit, auch kein närrisches Dauerhappening, an das sich nur unbelehrbare Veteranen lustvoll erinnern. Es war eine böse Zeit und hat bei vielen der damals Betroffenen bis heute Narben in den Seelen hinterlassen.